



Reinhold Nägele, Stuttgarter Bahnhofsvorplatz, Radierung von 1926

Über das Flanieren und Wahrnehmen

Die innere und die äußere Stadt

Dorothee Baumann

Flanieren ist nichts Neues und manch einem mag der Ausdruck angestaubt erscheinen, doch es findet zunehmend wieder Beachtung. Nicht nur, als während des Lockdowns viele andere Beschäftigungen nicht möglich waren. Flanieren ist ein städtisches Phänomen, außerhalb der Bebauung wandert man. Gemeinsam ist dem Wandern und dem Flanieren, dass die Bewegung durch den Raum nicht in erster Linie dazu dient, ein Ziel zu erreichen, sondern es ist ein Gang um seiner selbst willen. Man lässt sich durch die Straßen treiben, man schlendert, hat keine Eile und nimmt die Umgebung beiläufig wahr. Man spaziert an Gebäuden vorbei, nimmt aus dem Augenwinkel die Auslagen zur Kenntnis, wenn es Schaufenster gibt. Ab und zu sticht einem etwas ins Auge, dann bleibt man stehen und mustert die Dinge genauer. Die Gebäude geben dem Weg durch die Stadt eine Struktur vor, man geht parallel zu

ihren Fassaden. Kreuzt eine Straße, kann man sich nach links oder rechts wenden. Die Straßen öffnen sich zu Plätzen, man betritt Grünanlagen, Friedhöfe oder Parks. Durch die Bewegung wechselt das Umfeld des Flaneurs permanent, er ist kontinuierlich mit neuen Eindrücken konfrontiert. In der Kunstströmung der Situationisten nannte man das ziellose Spazieren durch die Stadt »dérive«, Umherschweifen, und beschäftigte sich mit der Psychogeografie der Stadt, der Wirkung der Umgebung auf Geist und Seele. »Eine oder mehrere Personen, die sich dem Umherschweifen widmen, verzichten für eine mehr oder weniger lange Zeit auf die ihnen im Allgemeinen bekannten Bewegungs- bzw. Handlungsmotive, auf ihre Beziehungen, Arbeiten und Freizeitbeschäftigungen, um sich den Anregungen des Geländes und den ihm entsprechenden Begegnungen zu überlassen.«¹

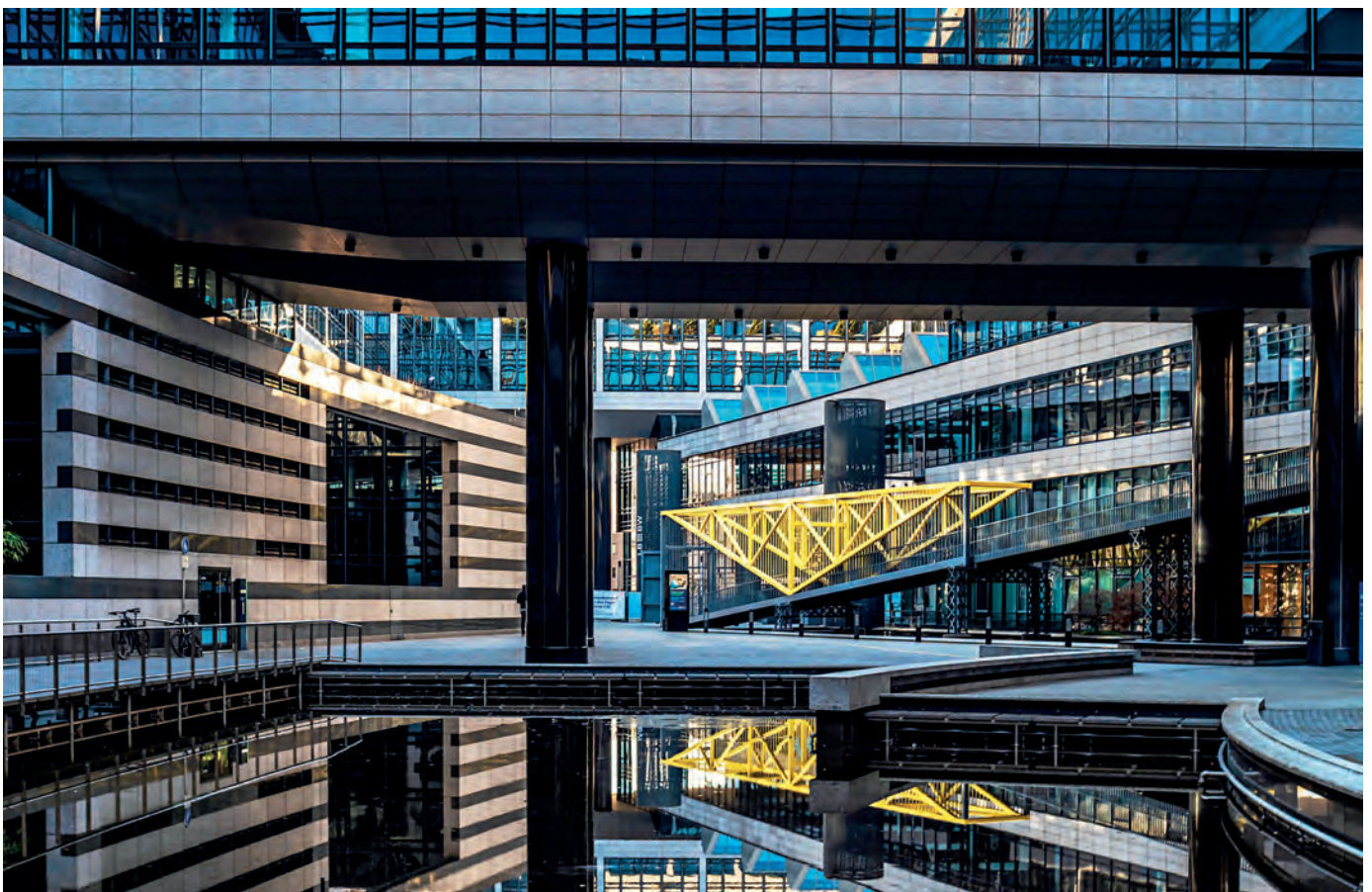
Wenn andere Menschen unterwegs sind, weicht man den Entgegenkommenden aus, überholt die noch Langsameren. Je nach Alter und Statur sind ihre Gesichter auf Augenhöhe, darüber oder darunter, manche bewegen sich auf einem Roller, Fahrrad, mit Gehwagen. Alleine oder in Gruppen gehen sie ihrer Wege oder stehen herum, vielleicht im Gespräch, sitzen auf Bänken, spielen etwas im Park. Der Kontakt beschränkt sich auf die gleichzeitige Anwesenheit, das oft nur schemenhafte Wahrnehmen. Wenig von diesem Meer aus Gesichtern bleibt in Erinnerung, wie Kurt Tucholsky in dem Gedicht *Augen in der Großstadt* schreibt: »Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick, / die Braue, Pupillen, die Lider. / Was war das? / Von der großen Menschheit ein Stück! / Vorbei, verweht, nie wieder.«²

Die tägliche Mobilität im Stadtraum liefert Erkenntnisse

Oftmals durchquert man die Stadt mit einem Ziel. Die Stadt unterstützt diese Bewegung, auf dem Weg von A nach B helfen mir Straßen- oder U-Bahn oder Bus; Ampeln und Zebrastreifen erleichtern das Überqueren der Straße. Die Haltung der Umgebung gegenüber mag weniger aufmerksam sein als beim Spaziergehen, in Gedanken bin ich vielleicht schon mit dem befasst, was ich am Zielort vorhabe. Anders als Touristen erkunden der Bewohner,

die Bewohnerin die Stadt nicht als neugieriger Betrachter des Unbekannten, sondern geht mit dem Gefühl, sich in einem ihm geläufigen Raum aufzuhalten, der keiner besonderen Aufmerksamkeit mehr bedarf. So bleibt das Umfeld oft im Hintergrund, während man in Gedanken versunken ist oder auf dem Smartphone liest.

Doch prägt gerade auch das, was einem auf den zielgerichteten Wegen durch die Stadt begegnet, die Vorstellung, die man sich von ihr macht. Die tägliche Mobilität im Stadtraum liefert Erkenntnisse über die Umgebung: wie sie aussieht, was dort passiert, was sich verändert. Ich erzähle anderen, was mir heute aufgefallen ist, was sich vor meinen Augen ereignet hat, wen ich getroffen habe. Ins Bewusstsein dringt besonders das, was an einem Tag anders ist als an anderen, was aus dem Bekannten heraussticht, die Routinen unterbricht. Während der Kontaktbeschränkungen, als die Straßen viel leerer, die Menschen vereinzelt waren, fühlte man sich am Wohnort wie auf fremdem Terrain, weil sich das gewohnte Bild verändert hatte. Die Stadt war zwar noch da, doch sie machte einen verzerrten, etwas unheimlichen Eindruck. Mit den Lockerungen der Auflagen ähnelt der Eindruck wieder mehr der vormaligen Normalität, nur fällt einem der gesellige As-



Das Stuttgarter Europaviertel ist eigentlich kein Ort zum Flanieren, allerdings viel begangen zwischen Einkaufsmall, Bibliothek und Hauptbahnhof. Auf Einladung der LBBW schuf der iranisch-stämmige Künstler Siah Armajani 1994 ein prägnantes, ortsspezifisches Werk. »Bridge / Ramp« verbindet als architektonisches Hybrid aus Brücke und Rampe den Innenhof der LBBW-Zentrale mit der Haupteingangsebene.



Straßenansicht um 1925, unsigniertes Gemälde

pekt, das Aufeinandertreffen von Menschen im Raum, viel deutlicher auf, als es vor der Pandemie der Fall war.

Die Angebote des städtischen Raums beeinflussen die Gestaltung des Alltags. Wenn der Kühlschrank zu Hause leer ist, kann man in einem Geschäft, an dem man zufällig vorbeikommt, Nötiges besorgen. Denn die eigene Wohnung ist ebenso ein Teil der urbanen Landschaft wie der Arbeitsort, das Kino, das Museum, der Spielplatz.

Die Stadt besteht wie ein Mosaik aus vielerlei Steinen, nicht jeder fällt einem überhaupt auf. Von manchen Elementen der Stadt weiß man wenig, andere kennt man dagegen ganz genau. So ist die Vorstellung von der Stadt immer fragmentarisch, aus Teilstücken unvollständig zusammengesetzt. Ab einer gewissen Größe der Kommune ist die eingehende Kenntnis der vielen Orte, die sich zur Stadt zusammenfügen, kaum möglich.

Die äußere Stadt ist der Rahmen, durch den man sich bewegt, mit den Orten, an denen man sich länger aufhält. Sie ist aber auch alles, was sich unter den größtenteils fremden Menschen ereignet. Ihr Handeln, ihre Gespräche füllen den bebauten Raum mit Leben. In der Stadt leben heißt mit anderen zusammenleben. Durch das Handeln der Bewohner*innen und Besucher*innen ist die Stadt stets im Fluss, kein Tag gleicht dem anderen, selbst wenn sich viele Vorgänge wiederholen, man sich jeden Tag auf den gleichen Weg zur Arbeit macht, in bestimmten Geschäften einkauft, dort denselben Verkäufer wieder sieht, Cliquen von Jugendlichen ihre festen Plätze haben, man am Stammtisch immer wieder das Tagesgeschehen diskutiert, in der Bibliothek Bücher ausleiht, im Schwimmbad seine Bahnen zieht.

So formt jeder Bewohner und Besucher im alltäglichen Tun das, was die Stadt ausmacht, trägt zum Bestand von Strukturen bei oder verändert sie. Wer ein Haus baut, seinen Balkon mit Blumenkästen ausstattet, ein Geschäft er-

öffnet, ein Graffiti an die Wand sprüht, fügt der Stadt ein bleibendes Element hinzu. Über die Regierung entscheiden Wahlen und manchmal werden die Bürger*innen auch zur Stadtentwicklung befragt, wenn in den städtischen Raum eingegriffen werden soll.

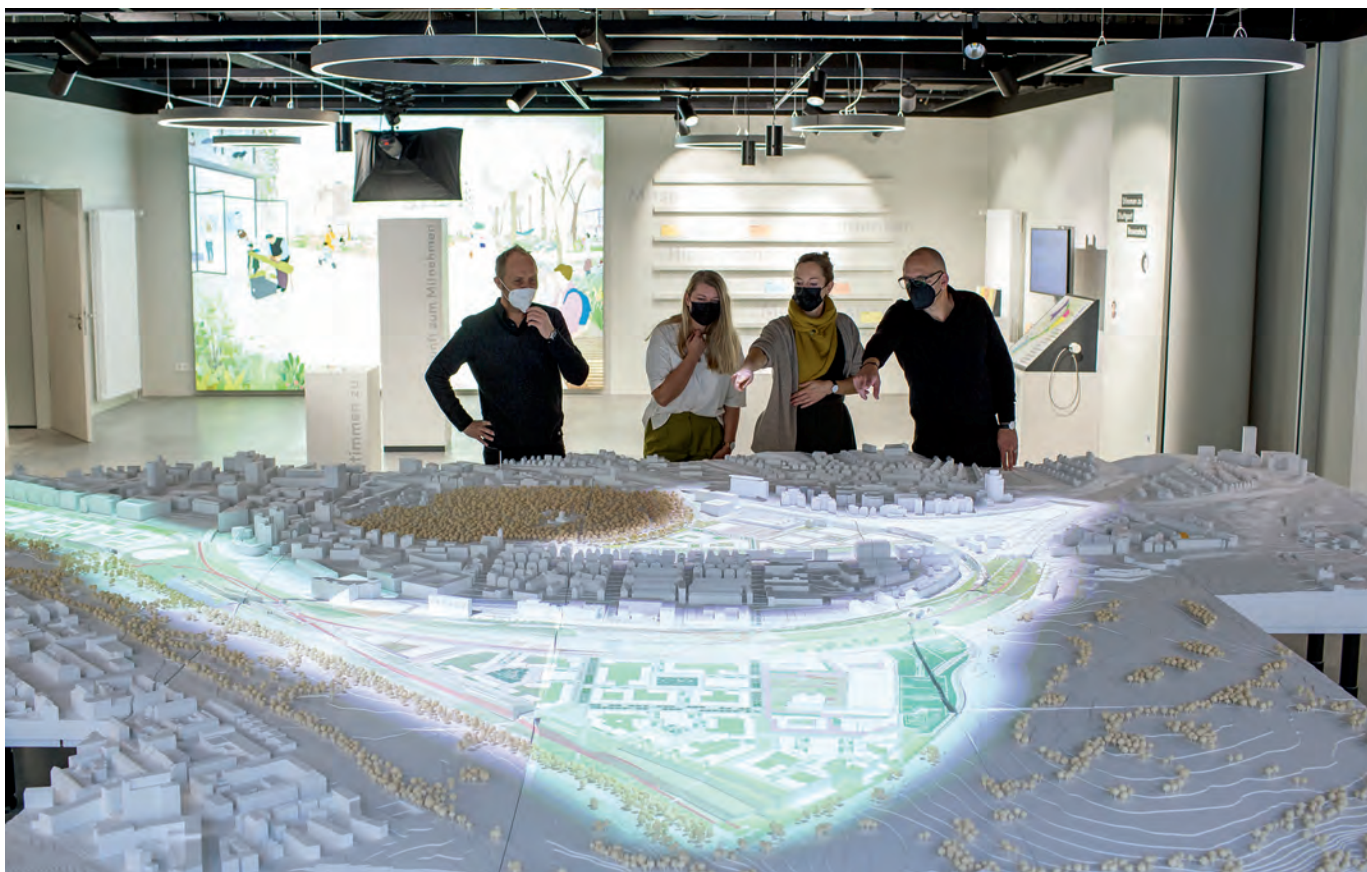
Stadt hat viel mit Utopie zu tun

Durch eigenes Beobachten und Unterhaltungen miteinander formt sich eine Vorstellung davon, was die Stadt ausmacht und was sie sein könnte: die innere Stadt als Narrativ. Kevin Lynch hat von den »mental maps« gesprochen, in die die materielle Stadt sich im Geist transferiert – nicht als Eins zu Eins-Abbild, sondern ein stark vereinfachtes Modell, zusammengesetzt aus Wegen und auffälligen Orten, das Orientierung gibt.³ Der Tratsch in der Nachbarschaft, die Berichte in der lokalen Zeitung, die Vorgänge am Arbeitsplatz und bei Erledigungen setzen sich zu einem ebenso unvollständigen Bild des sozialen Lebens vor Ort zusammen. Je nachdem, wo man sich bewegt, welchen Ausschnitten der Stadt man mehr Aufmerksamkeit schenkt, mit wem man redet und wen man gar nicht zur Kenntnis nimmt, trägt jeder ein anderes inneres Bild der Stadt mit sich herum und modifiziert dieses nach und nach durch neue Einsichten und Erlebnisse.

Manche Menschen nehmen die Stadt vor allem als gegenwärtiges Phänomen wahr, in dem sie ihren Alltag organisieren, andere interessieren sich auch für die Vergangen-



Manche Stadtansichten sind so verbreitet, dass sie ikonisch genannt werden können, dazu gehört das Ulmer Münster mit dem Stadthaus.



Das Stadtmodell in der neuen Ausstellung »Stuttgart Rosenstein«, 2022

heit: für die Geschichte der Gebäude, die politischen und sozialen Entwicklungen vor Ort. Man kann auch die Zukunft in den Blick nehmen, über Chancen und Gefahren reflektieren und debattieren. Mit der inneren Stadt verquickt sind die Ideen von der lebens- und wünschenswerten Stadt.

Stadt hat viel mit Utopie zu tun, mit der Vorstellung, wie und in welchem Umfeld man seinen Alltag gestalten will und wie ein gutes Zusammenleben aussieht. An diesem Ideal misst man das Vorgefundene. Über Ästhetik und Tauglichkeit von Gebäuden und Stadträumen, über die beste Strategie für Stadtentwicklung wird debattiert. Städte sind Sehnsuchtsorte, an die sich vielfältige Erwartungen richten, beim Reisen und beim Wohnen. Erwartungen, die eintreten oder enttäuscht werden, für die man sich einsetzt und über die gestritten wird. Manche haben daraus einen Beruf gemacht, als Planer oder Politiker, andere engagieren sich in der Freizeit. Was sie oder wir alle bewirken, entscheidet darüber, wie wir heute und künftig leben.

Wie kann man sich über die aktuellen Gegebenheiten und künftig Wünschenswertes überhaupt verständigen, wenn jede*r ein subjektives Bild der Stadt als Ist-Zustand und als Ideal mitbringt? In den professionellen Disziplinen der Stadt- und Sozialplanung kommen verschiedene Methoden zum Einsatz, um die Situation zu bewerten, Handlungsbedarf zu erkennen, mögliche Maßnahmen gegen-

einander abzuwägen. So werden Gebiete durch Begehungen, Erhebungen, Befragungen genau untersucht, bevor ein besonderer Entwicklungsbedarf festgestellt wird. Im Gemeinderat werden Argumente vorgetragen, diskutiert und Entscheidungen über Abstimmungen erreicht. In Architekturwettbewerben stehen verschiedene Entwürfe künftiger Bebauung zur Auswahl, die miteinander verglichen werden können, bevor man sich für einen von ihnen entscheidet. Bei Bürgerbeteiligungen lässt man die Beteiligten auf Karten bevorzugte und problematische Orte markieren, sammelt und diskutiert man Ideen, lässt Modelle bauen, die Wünsche in räumliche Gebilde übersetzen. Indem alle ihre Eindrücke und Ziele in die Debatte einbringen, kann man in Initiativen Mitstreiter finden, dafür werben, vielleicht eine Mehrheit erreichen. In all diesen Prozessen werden innere Bilder argumentativ oder als Objekt nach außen getragen, um sich darüber mit anderen verständigen oder zumindest streiten zu können.

Vier Zielvorstellungen für ein gutes Stadtleben

Welche Maßstäbe lassen sich anlegen, um die Stadt zu beurteilen und Wandel voranzutreiben? Was macht die Lebensqualität vor Ort aus? Darüber wird man kaum Einigkeit erzielen, denn die Vorstellungen vom guten und verantwortungsvollen Leben gehen auseinander. Verschiedenste Schlagworte, die eine zeitgemäße Stadt beschreiben sollen, sind im Umlauf, einige seien hier herausgegriffen.



Der Neckarhafen zwischen Obertürkheim und Hedelfingen ist ein wichtiger Güterumschlagplatz für die Region Stuttgart. Links vom Neckar die vielbefahrene B10 Richtung Esslingen, 2018.

- Nachhaltig soll es zugehen, denn man will nicht auf Kosten künftiger Jahre und Generationen leben. Dementsprechend sind der Ressourcenverbrauch und der Ausstoß von Abfallprodukten in Umwelt und Atmosphäre zu reduzieren und die Lebensräume der verschiedenen Lebewesen zu schützen.
- Resilient sollen die Städte sein, im Falle einer Krise an veränderte Umstände angepasst oder anpassbar. Angesichts heutiger Risiken und Spannungen wünschen sich viele die sichere Stadt, in der man ohne Angst leben kann.
- Die soziale Stadt ist als Förderprogramm ein politisches Ziel, die Kluft zwischen den Gruppen und ihren Lebenswelten soll überbrückt und das Auseinanderdriften der Lebensbedingungen in Teilräumen der Stadt gestoppt werden.⁴ Die Stadtgesellschaft soll offen für Unterschiede und Dazugekommene sein, ihre Diversität als Stärke wahrnehmen und kultivieren, allen Gruppen sollen adäquate Räume angeboten werden, als kinderfreundliche, barrierefreie, alternsgerechte, tolerante Kommune. Kreativität gilt es zu fördern und als Ressource wertzuschätzen.
- Einmaligkeit und Erkennbarkeit hat in der globalisierten Welt mit ihren vereinheitlichenden Trends Konjunktur, Besonderheiten sollen gepflegt und erhalten oder hergestellt werden, auch um Identität zu stiften. Dafür ist u.a. mit der historischen Bausubstanz achtsam umzugehen und das kollektive Erinnern an glanzvolle und schwierige oder beschämende Momente in der Geschichte zu ermöglichen, um aus den Erfahrungen der Vergangenheit zu ler-

nen. Solche Zielvorstellungen sind meist nicht vollkommen verwirklicht, sie geben aber Maßstäbe vor, an denen bestimmte Orte und Ideen gemessen werden.

Große Ideen und kleine Schritte

Das innere Bild der Stadt dient also nicht nur der Orientierung in der äußeren Wirklichkeit. Wie man die Stadt sieht und wie das gegebenenfalls von dem abweicht, was man sehen möchte, mündet in Forderungen und Eingriffe. Das innere Bild und die Außenwelt wirken wechselseitig aufeinander ein. Zugrunde liegen dem komplexe Abläufe zwischen der Wahrnehmung einer Differenz zwischen Ideal und Realität, eines Missstands oder Mangels, den es zu beheben gilt, und der Umsetzung von baulichen, nutzungsrechtlichen, sozialen Vorhaben.

Es macht einen Unterschied, ob ich in meiner Wohnung das Mobiliar anders verteilen oder ob ich in einem Quartier für mehr Aufenthaltsqualität im Freien sorgen oder ein Jugendzentrum ansiedeln möchte. Gesetze und Verfügungsrechte, die Befugnisse von Institutionen und politische Prozesse entscheiden über die Entwicklungsmöglichkeiten.

»Die Stadtgestalt ist unsichtbar«, schreibt Lucius Burckhardt. »Unsere Umwelt besteht nicht aus Mauern und Türmen, nicht aus Beton und Asphalt, sondern aus unsichtbaren Strukturen: aus Besitzverhältnissen, aus Bauvorschriften, aus Servituten, Vereinbarungen, Verboten und Geboten.« Diese Reglements eröffnen und beschränken

die zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen, und der Blick auf die Umwelt ist oftmals nicht in erster Linie ästhetisch, sondern pragmatisch: Was kann ich vor Ort tun, wie lässt sich der Raum unter den gegebenen Bedingungen nutzen? Der Stadtnutzer muss sich in diesem verborgenen Regelwerk auskennen oder sich dieses Wissen aneignen, will er im Raum agieren. Burckhardt weiter: »Die Stadtgestalt ist [...] das Produkt unserer Erziehung, welche uns gelehrt hat, die Stadt zu sehen. Die Stadt ist, mit anderen Worten, ein Produkt aus einschlägigen Postkarten, aus der Erinnerung an die Heimatkunde-Stunde in der Primarschule und aus der Geschichte vom Pfannkuchen, der dem Bäcker aus der Pfanne gesprungen und durch die ganze Stadt gelaufen ist. [...] Der Betrachter stützt seine Wahrnehmung des Stadtbilds auf vorfabrizierte Klischees, die ihm durch die Schule, das gesellschaftliche Leben oder von einem der fixen Public Relations-Männer dargeboten werden.«⁵

Der Blick auf die Stadt ist nicht unvoreingenommen, sondern geprägt durch verbreitete Bilder, Stereotype, Slogans, die ein Raster aufspannen, entsprechend dem ich meine Wahrnehmungen organisiere und meine Wünsche formuliere. Wirkmächtig sind diese Schemata besonders dann, wenn die relevanten Entscheidungsträger im öffentlichen und privaten Sektor diese ihrem Handeln zugrunde legen und wenn sie in der Bevölkerung breiten Rückhalt haben. Die oben genannten heute verbreiteten Ziele für die Stadtentwicklung sind das Ergebnis langwieriger Auseinandersetzungen. Sie waren nicht seit jeher konsensfähig und sie werden vielleicht in Zukunft durch andere Schwerpunkte und Ideale abgelöst werden. Als übergeordnete Leitlinien finden sie Eingang in Leitbildprozesse, Masterpläne, Entwicklungskonzepte und erlauben eine Bewertung von einzelnen Projekten entsprechend bewusst gesetzter Kriterien. So wie die Stadt eine Ansammlung unzähliger Details ist, so ist auch Stadtentwicklung ein Konglomerat vieler einzelner Entscheidungen und verwirklichter Planungen.

Es kommt nicht mehr so häufig vor, dass ganze Stadtviertel aus dem Boden gestampft werden. Vieles ist kleinmaßstäblich: Nachverdichtung, Umnutzung im Bestand, punktuelle Eingriffe sind wichtige Themen, auch vor dem Hintergrund eines sparsamen Umgangs mit Flächen und der Wieder- und Weiterverwendung von Ressourcen. Die Zielvorgaben hängen daneben mit dem Selbstverständnis einer Stadt zusammen, bündeln Diskussionen, werben für Konzepte, verankern Ideen im öffentlichen Bewusstsein.

Kollektive Aktionen im städtischen Raum

Auch wenn beide Faktoren oft zusammenspielen, unterscheidet man bei planvoller Veränderung Prozesse, die der Staat initiiert und verantwortet (die Steuerung »top down«), von solchen, die aus der Bewohner- bzw. Bürgerschaft heraus vorangebracht werden (»bottom up«). Der Einfluss des Einzelnen auf die Stadtgestalt ist sehr begrenzt, kleinere oder größere Gruppen können mehr Gewicht bekommen. Wenn sie sich Räume suchen, fündig werden, Projekte realisieren, auch solche, die in den Stadtraum hineinwirken (wie ein selbstverwalteter Nachbarschaftstreff), werden sie zu (Co-)Produzenten des städtischen Raums. Auf den Straßen und Plätzen werden auch durch Demonstrationen, Informations- oder Werbeposters, Zusammenkünfte Meinungen ausgesprochen und verbreitet – von ganz unterschiedlichen Strömungen. Die Kommunen gehen in Planungsprozessen selbst auf die Bürger*innen zu, nicht nur, um zu informieren, sondern um sie an Entscheidungen zu beteiligen und sie zur Mitwirkung zu bewegen. Nicht immer verläuft das reibungsfrei und die Meinungen in der Bürgerschaft können weit auseinanderliegen, wie z.B. bei der Einrichtung einer Stadtbahn in Tübingen, die heftige Diskussionen ausgelöst und gegen die sich die Mehrheit der Bürger dann entschieden hat.

Dass Stadt nicht nur ein (vor)gegebenen Raum, der/die Bürger*in mehr als ein Konsument der vorfindlichen An-



Auf dem Schlossplatz vor dem Königsbau genießen die Menschen am 7. März 2022 die ersten Frühlingssstrahlen.

gebote ist, hingegen die Zivilgesellschaft zur Mitsprache und Mitgestaltung aufgerufen sei, diese Ansicht hat sich in Teilen der Bevölkerung durchgesetzt. Hanno Rauterberg beobachtet: »Es ist ja nicht so, dass Menschen hier nur ihre wachsenden sportlichen, künstlerische, narrativen Bedürfnisse ausleben und die Stadt lediglich als Ort für unverbindliche Formen der gärtnernden oder spielenden Gemeinschaften betrachten. Es gibt daneben ein deutliches Verlangen nach Veränderung, die auf die Stadt zurückwirkt: nach politischem und sozialem Wandel. Die Neubelebung des urbanen Raums bedeutet, dass auch der Wille zur Einmischung wächst. Nicht wenige Bürger hegen Anspruch auf Mitsprache und Teilhabe, sie verstehen den öffentlichen Raum nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas von vielen Gewolltes und von vielen Gestaltetes – und möchten sich handelnd mitverantwortlich zeigen.«⁶ Weil die Bürger*innen sich vor Ort auskennen und ihnen an ihrer Stadt liegt, erscheint die lokale Ebene besonders geeignet für Prozesse direkter Demokratie. Auch die sich im informierten, am Gemeinwohl orientierten Diskurs selbst verwaltende städtische Bürgerschaft ist ein Wunsch-

bild, eine politische Utopie, an die die tatsächliche Entscheidungsfindung im Zusammenspiel der Institutionen und Interessen mal mehr, mal weniger herankommt. Und der Flaneur? Er nimmt die Stadt, wie sie sich darbietet, und saugt die Eindrücke in sich auf. Im Gegensatz zum Akteur hat er kein Ziel, auf das er zusteuert. Ihm geht es nicht ums Gestalten, sondern um ein Innehalten, Abstandnehmen vom geschäftigen Leben. Zu gehen und zu beobachten ist ihm genug. »Gehen ist die beste Art, eine Stadt zu erkunden und sie sich zu erschließen: die Veränderungen, Verschiebungen, Lücken im Wolkenhelm, übers Wasser huschendes Licht. Vorsätzliches Treibenlassen ist der empfohlene Modus, wach träumend über die asphaltierte Erde streunen und der Fiktion eines darunter verborgenen Musters die Möglichkeit geben, sich zu offenbaren.«⁷ Der Flaneur nimmt aus der Distanz heraus Anteil an der Welt, ohne in sie eingreifen zu wollen. Und erwirbt dadurch eine Ortskenntnis, die, sollte er einmal die Rolle wechseln, die Grundlage für ein differenziertes inneres Bild bilden und auf die äußere Wirklichkeit zurückwirken kann.



Der Stuttgarter Schillerplatz mit dem Schiller-Denkmal vor dem Prinzenbau und der Alten Kanzlei während des Wochenmarkts.

Über die Autorin

Dorothee Baumann studierte Soziologie und Germanistik mit Abschluss Magistra Artium an der Universität Stuttgart. Ihre Tätigkeiten umfassen die Bereiche Stadtsoziologie und Sozialforschung sowie Erwachsenenbildung. Im Zentrum ihres Interesses stehen Themen wie Ortsbindung und Heimat, Kulturen und Selbstverständnis, sozialer Wandel und Zusammenhalt/Konflikte in der Gesellschaft.

Anmerkungen

- 1 Guy Debord: Theorie des Umherschweifens. In: Anneke Lubkowitz (Hg.): *Psychogeografie*. Berlin 2020. S. 35
- 2 Kurt Tucholsky: Augen in der Großstadt. In Ders.: *Ausgewählte Schriften*. Reinbek 1965. S. 82
- 3 Kevin Lynch: *Das Bild der Stadt*. Braunschweig/Wiesbaden 1960
- 4 Das 1999 aufgelegte städtebauliche Förderprogramm »Soziale Stadt« wird seit 2020 unter dem Namen »Sozialer Zusammenhalt – Zusammenleben im Quartier gemeinsam gestalten« fortgeführt. »Die Programmziele bestehen weiterhin darin, die Wohn- und Lebensqualität sowie die Nutzungsvielfalt in den Quartieren zu erhöhen, die Integration aller Bevölkerungs-

gruppen zu unterstützen und den Zusammenhalt in der Nachbarschaft zu stärken.« (https://www.staedtebauforderung.info/DE/Programme/SozialerZusammenhalt/sozialerzusammenhalt_node.html)

5 Lucius Burckhardt: Was erwartet der Bürger von der Stadtgestalt? In Ders.: *Wer plant die Planung. Architektur, Politik und Mensch*. O.O. 1972. S. 270/271

6 Hanno Rauterberg: *Wir sind die Stadt! Urbanes Leben in der Digitalmoderne*. Berlin 2014. S. 99

7 Iain Sinclair: Lights Out for the Territory. In: Anneke Lubkowitz (Hg.): *Psychogeografie*. Berlin 2020. S. 61